

Lutz Kirschner

„Böhmen am Meer“

Zu Franz Fühmanns Umsiedler-Erzählung

Die Tagung „Flucht, Vertreibung und Erinnern. Zur politischen und literarischen Reflexion in der deutschen und osteuropäischen Nachkriegsliteratur“ des Thüringer Forums für Bildung und Wissenschaft e.V. am 24. Januar 2004 in Jena war für mich Anlaß einer erneuten Lektüre von „Böhmen am Meer“. Diese Erzählung und die mehrfachen späteren Äußerungen des Autors stehen für Fühmanns Ringen mit einer kaum auflösbaren Problematik – was auch im nach wie vor ideologisierten Gegeneinander von Umsiedlung einerseits sowie Flucht und Vertreibung andererseits seinen Ausdruck findet.

Im Jahre 1976, etwa eineinhalb Jahrzehnte nach der Erstveröffentlichung von 1962, äußerte sich Franz Fühmann in einem Brief noch einmal zu seiner Erzählung „Böhmen am Meer“. Er hatte sich in diesem Text, so erklärt er, „nach der Shakespearischen Vorlage (und aus anderen Gründen) die Belegung des Steins [...] zu schildern aufgelegt, um damit eine bestimmte, konkret und genau angebbare soziale Bewegung zu fassen“. Und: „Ich will [...] ja gern gestehn, daß ich jene Naivität des Erzählers von ‚Böhmen am Meer‘ nicht mehr mein eigen nennen kann noch will. Die Probleme unserer Gesellschaft sind mit ihr nicht zu bewältigen, noch nicht einmal zu sehn. Aber eben darum geht es mir und wird es mir in Zukunft gehen.“¹ Welche soziale Bewegung, welcher soziale Prozeß ist gemeint, und inwiefern spricht Fühmann rückblickend von Naivität? Zunächst eine geraffte Inhaltsdarstellung.²

Der Ich-Erzähler – ein Schriftsteller, wie Fühmann Jahrgang 1922, wie er in Böhmen geboren, Soldat der faschistischen Armee und in der Kriegsgefangenschaft zu neuen Überzeugungen gelangt – kommt zehn Jahre nach Kriegsende erstmals wieder ans Meer; es soll ein glücklicher, unbeschwerter Ostseurlaub werden. Quartier nimmt er bei Hermine Traugott, einer wortkargen Frau mit seltsam leerem Blick, tonloser Stim-

me und versteinerten Gebärden. Der Erzähler begibt sich ans Meer und liest Shakespeares „Das Wintermärchen“, handelnd in Sizilien und einem Böhmen am Meer, und glücklich endend mit der Auferstehung der verstorbenen und in Stein gehauenen Königin. „Ich ließ das Buch sinken; die Frau stand vor meinem Gesicht, und ihre Augen waren leer und versteinert, ohne Glanz. Wer hatte sie so verwandelt? Wer hatte ihre Seele versteinet, welches Geheimnis verbarg sich hinter ihrer tonlosen Rede?“ Ein Tagtraum führt ihn in die Kindheit zurück, er erinnert sich eines Besuchs des Barons von L. im Hause des Vaters; der Baron, ein „Vorkämpfer des Deutschtums in der Tschechoslowakei“, hatte, Shakespeares Bild in faschistische Ideologie ummünzend, erklärt: „Das Reich werde bis zum Ural ausgedehnt und alles, was nicht deutsch sei, aus diesem Raum nach Sibirien abgeschoben, und dann werde vielleicht einmal ein Böhmen am Eismeer liegen“; „es könne kein Nebeneinander der Völker mehr geben, es gebe nur eins: die Unterwerfung unter das deutsche Gebot oder die Tilgung aus dem Buch der Geschichte“. Wieder im Heute und aus dem Akzent Frau Traugotts auf ihre böhmische Herkunft schließend, nimmt der Erzähler an, daß ihre Eigenart aus dem Heimatverlust herrühre. „O Gott, nun wird sie mich fragen, ob wir noch einmal nach Böhmen zurückkommen, dachte ich, und ich dachte, daß wieder eins der Gespräche beginnen werde, wie ich sie schon oft mit Umsiedlern geführt hatte, eins der Gespräche über die Unumgänglichkeit der Aussiedlung und das Trägerisch-Gefährliche einer Hoffnung auf die Rückkehr. Ich hatte solche Gespräche nie gescheut, ich war ja selbst Umsiedler und bejahte die räumliche Trennung der beiden Nachbarvölker. Alle guten Gründe sprachen dafür; um Argumente war ich nicht verlegen, allein wie sollte ich in diesem Falle argumentieren?“ Im mühsam geführten abendlichen Gespräch mit Frau Traugott wird diese Annahme jedoch nicht

bestätigt; er erfährt, daß sie aus einfachen Verhältnissen stammt, Gutsarbeiterin in Böhmen war, ihr Mann 1943 als Soldat gefallen ist, sie im Herbst 1945 mit ihrem damals fünfjährigen Sohn in das kleine Ostseedörfchen umgesiedelt wurde – und daß sie panische Angst vor dem Meer hat. Den Bürgermeister an seine Verantwortung zu erinnern, ihr einen Wegzug von der sie ängstigen See zu ermöglichen, sucht er am nächsten Morgen das Gespräch mit ihm. Diesen tatkräftigen wie reflexionsfähigen Mann („Sicher, so dachte ich, trägt er das kleine Oval mit der roten Fahne und den ineinander verschlungenen Händen am Revers [...]“) sorgt das Schicksal von Frau Traugott schon länger; sie aber, so schildert er, will nicht weg aus dem Dorf, und die Angst vor dem Meer hatte sie bereits, bevor sie hierher umgesiedelt wurde. Der Bürgermeister war 1945 aus dem Konzentrationslager befreit worden, er hätte als Antifaschist wohl in Böhmen bleiben können, ging aber mit den Umsiedlern, um, so die Erzählersicht, „mit ihnen zu sprechen und sie zu lehren, ihr Leben nicht als blindlings geworfenes Schicksal zu erleiden, sondern sinnvoll zur Zukunft hin zu gestalten“. Er berichtet, daß er sich Frau Traugotts schon im Sammellager angenommen hatte und sie ein jähes Grauen erfaßte, als das Ziel des Transport bekannt wurde. „Natürlich konnten wir den Transport nicht umorganisieren, Frau Traugott kam hierher und bekam ihr Häuschen und ein Stück Land, landeinwärts, nicht hart an der See, und als ich dann sah, daß sie trotz allem am Meer nicht glücklich werden könne, bemühte ich mich, sie von hier wegzubringen, aber sie sträubte sich.“ Bis auf Frau Traugott, gibt der Erzähler den Bürgermeister wieder, haben sich die anderen Umsiedler „gut eingelebt, es habe ja jeder ein Dach über den Kopf bekommen und die altgewohnte Arbeit auch, und er nannte den Bäckermeister mit seiner achtköpfigen Familie und den Lehrer Neugebauer und die Bauern Friedmann und Seifert und die Leiterin des Konsums und den Briefträger Nachtigall“.

Während seiner Urlaubszeit kann der Erzähler das auf Frau Traugott lastende Geheimnis nicht enträtseln, er fährt bedrückt nach Berlin zurück. Da sie ihm auf seine Nachfrage hin aber bestätigt hatte, auf dem Gut des Barons von L. gearbeitet zu haben, und er in ihren Augen dabei eine Bewegung sah: „heiligen Haß“, begibt er sich in der Hoffnung, Erinnerungsanstöße zu erhalten, zum „Sudetendeutschen Heimattreffen“

nach Westberlin, bei dem Baron von L. als Redner angekündigt ist. Der Egerländer Marsch ertönt zur Eröffnung und setzt bei ihm eine Assoziationskette in Gang, die Wahrnehmung der bemühten Symbolik von Trachten und Ritualen mischt sich mit Bildern des geschichtlich Erfahrenen – der enthusiastischen Begrüßung der Wehrmacht beim Einmarsch in Böhmen, der Gewalttaten gegen Juden und Tschechen, der deutschen Panzer vor der Prager Burg, der Auslöschung Lidices, der Angst der beim Rückzug der deutschen Truppen in die Keller Geflüchteten. „Wir hatten versucht, die anderen auszurotten; nun würden die anderen uns ausrotten, Auge um Auge, Zahn um Zahn! Sie werden die Keller verriegeln und uns hier krepieren lassen, dachten wir, oder vielleicht werden sie gnädig sein und uns an die Wand stellen und zusammenschießen, oder vielleicht geschieht gar das kaum zu Erfahrende: sie werden uns das Leben schenken und uns irgendwo auf einer Insel Sachalin ansiedeln, in irgendeinem Bleibergwerk oder irgendwo in der Tundra. Und dann war der Tag der Kapitulation gekommen, und dann klopfen sie an die Tür und sagten: Packt eure Sachen und geht über die Grenze in euer Land und lernt, gute Nachbarn zu werden, und einer sagte noch: Wir wünschen euch Glück. So hatten wir denn unser Bündel gepackt und waren über die Grenze gegangen, in den einen Teil Deutschlands, das damals noch eins war und doch schon gespalten, und in dem einen Deutschland gab man den Umsiedlern ein Stück Land und eine Wohnung und eine ehrliche Arbeit, und in dem anderen Deutschland steckte man ihre Kinder in tote Trachten und speiste sie ab mit einer Hoffnung, die mörderisch war.“ Bei der Rede des Barons von L. – „Er sprach von Freiheit und ich sah seine Güter und Wälder, die nun ihm nicht mehr gehören; er sprach von Selbstbestimmung, und ich sah die Geiseln am Richtplatz; er sprach vom Recht auf die Heimat, und ich sah ihn das Glas erheben auf ein Böhmen am Arktischen Meer.“ – tritt ihm eine Erinnerung jäh ins Bewußtsein, die ihn erkennen läßt, was der Grund der Verstörung Frau Traugotts ist: Mit seinem Vater war der Erzähler im Sommer vor dem Krieg auf einer Nordseeinsel, der Baron „hatte uns manchen seiner Abende geschenkt“. Als sich herausstellte, daß das Dienstmädchen der Baronin, obwohl unverheiratet, schwanger ist, wurde sie sofort entlassen. Im Gefühl der Ausweglosigkeit versuchte sie ihrem Leben ein Ende

zu setzen, die Flut aber spülte sie an den Strand und sie konnte gerettet werden. „[N]un wußte ich, daß Baron von L. der Mörder war, der die Lebenskraft von Frau Traugott zerstört hatte. Er war ihr Mörder; er hatte ihre Lebenskraft gebrochen; er war ein Mörder, wie seinesgleichen Mörder sind.“ „[I]n diesem Augenblick“, so der Erzähler, „sah ich mein Land vor Augen, mein Land, das wie nie meine Heimat war, und ich lief die Straße hinunter und eilte der S-Bahn zu, um in das Berlin zurückzufahren, in dem die Mörder ohne Freiheit sind ...“

Um ihr zum 40. Geburtstag zu gratulieren, besucht der Erzähler Frau Traugott. Der Bürgermeister ist anwesend und überbringt die Glückwünsche der Gemeinde. „Alle hier sein so gut zu mir“, bedankt sie sich, und der Erzähler weiß nun auch, warum Frau Traugott trotz ihrer Angst vor dem Meer nicht wegziehen will: „Sie war den größten Teil ihres Lebens geschunden und getreten und herumgestoßen worden, und dann hatte sie das erste Mal eine menschliche Gemeinschaft erfahren, in der man ihr half, in der man ihr ein Häuschen gab und Land und eine Heimat, die mehr war als das altvertraute Land mit seinen Bergen und Bächen und Kapellen überm Hang; es war eine menschliche Gemeinschaft, in der sie sich geborgen fühlte trotz der fremden Landschaft, vor der ihr schauderte.“ Frau Traugotts nunmehr 15jähriger Sohn kommt vom Baden, und der Erzähler, das Fühmannsche *Alter ego*, schließt mit folgenden Sätzen: „[I]ch gab dem Jungen die Hand und sah beglückt, wie er naß und strahlend vor mir stand, ein junger fröhlicher Mensch, der im Meer gebadet hatte, und nun sah ich jene andre Frau, die Königin aus dem Märchen, die, Stein, nach sechzehn Jahren beseelt vom Sockel stieg, und ich sah die Königin und die ehemalige Magd und sah, daß sie in ihrem Sohn erlöst war, und ich wußte, ich durfte auch für sie selbst noch hoffen. Frau Traugott kam ums Haus, einen dampfenden Krug in der Hand. ‚Ich hab Tee g’macht‘, sagte sie, und ihre Stimme klang ohne Ton, und sie sah an uns vorbei auf die Düne, und auf der Düne wehte grün im frischen Wind das Gras, und wir hörten die brausende See, die ewig an Böhmens Küste schlug.“

* * *

Die inhaltliche Botschaft des Textes vermittelt sich dem Leser auf zweifache Weise: einerseits über die Gedanken, den inneren Monolog des Er-

zählers, andererseits über das schrittweise Kennenlernen des Lebensschicksals von Hermine Traugott. In ihrem Kerngehalt läßt sie sich folgendermaßen umreißen: *Die Aussiedlung der Deutschen aus den Territorien der sich im Ergebnis des Zweiten Weltkrieges rekonstituierenden Staaten ist historisch gerechtfertigt. Sie ist eine legitime Reaktion auf die extrem gewaltsam betriebene faschistische Politik der Unterwerfung anderer Völker bis hin zu ihrer Vernichtung. Die Schuldigen an Faschismus und Krieg setzen in der Bundesrepublik ihr verbrecherisches Wirken fort, während in der DDR Lehren aus der Geschichte gezogen wurden. Mit der politischen und wirtschaftlichen Entmachtung der alten Eliten vollzog sich hier zugleich ein Prozeß sozialer Befreiung. In der Menschlichkeit der neuen Gesellschaft finden die Umsiedler erst wirklich Heimat.* Die Übereinstimmung dieses Denkmusters mit der offiziellen DDR-Ideologie Ende der 50er/Anfang der 60er Jahre ist augenscheinlich, und sie betrifft auch das, was jeweils beschwiegen wird: das Leid der Flüchtlinge bei der Vertreibung, die konflikthafter Auseinandersetzungen an den Aufnahmeorten. In Fühmanns Text kommt das Wort ‚Vertreibung‘ nicht vor, offenbar, weil mit ihm eben zu viel Leid assoziiert wird; die Schreckenserfahrung Hermine Traugotts bindet er gerade nicht an das Wie der Aussiedlung, sondern an ihre unterprivilegierte soziale Position vor der Aussiedlung. Zwar hatte Fühmann als damaliger Kriegsgefangener den Abschied nicht erlebt, und die Figurenzeichnung und Argumentation sind generell nicht auf Konkretion und Detaillierung angelegt; doch bleibt der Eindruck bewußter Beschönigung. Er drängt sich dem Leser auch bei der Schilderung des neuen Lebens auf – zu harmonisch, bar jeden Konflikts erscheint die dörfliche Gemeinschaft mit ihrem ideal gezeichneten Bürgermeister, zu vordergründig das Bild des dem Meer entsteigenden Sohnes von Frau Traugott (mich erinnert es an die Malerei Norbert Biskys). Dieser Blick auf die eigene Gesellschaft ist wohl gemeint, wenn Fühmann später von Naivität spricht, von der des Erzählers und der seinen³; und er ist Anlaß für Ingeborg Bachmann, in ihrem Gedicht „Böhmen liegt am Meer“ Fühmann die einer wahrhaftigen Literatur immanenten utopischen Potentiale deutlich zu machen.⁴

Freilich hatte das der Erzählung eingeschriebene Denkmuster auch gewisse empirische Evi-

denzen für sich. Dies betraf zunächst das vergangenheits- wie aktuell-politisch durchaus problematische Auftreten der Vertriebenenverbände in der Bundesrepublik mit ihren stetigen Rückkehrforderungen, mit der Herauslösung der Aussiedlungen aus dem historischen Kontext und den Schulduweisungen an die ‚Vertreiberstaaten‘, mit militantem Antikommunismus. Fühmann, der sich schon 1955 in seinem Pamphlet „Die Literatur der Kesselrings“ vehement mit der westdeutschen Remilitarisierung und der sie begleitenden Memoirenwelle der Hitlergeneralität auseinandergesetzt hatte, sah sich hier als Antifaschist gefordert. Mit der Stimme des Ich-Erzählers: „Ich habe mir schon oft über den Lauf meines Lebens Rechenschaft abgelegt, ich hatte darüber geschrieben und geglaubt, endgültig den Schlußstrich unter das letzte Kapitel gezogen zu haben; meine Reise an die See sollte diesen Schlußstrich noch besiegeln, aber nun hatte ich erfahren, daß es nicht in meinem Belieben lag, diesen Schlußstrich zu ziehen. Die Vergangenheit war noch nicht vergangen; solange noch einer nach dem Warum der Umsiedlung fragte, war die Vergangenheit nicht vergangen, und ich hatte Pflichten, vor denen ich nicht fortlaufen durfte.“ – In den Arbeitsmappen Fühmanns zu „Böhmen am Meer“⁵ finden sich u. a. Materialien zum „Tag der Heimat“ 1960 des Berliner Landesverbands der Vertriebenen. Sein Motto: „Selbstbestimmung auch für Deutsche“; als Redner waren nach dem Einzug der Trachtengruppe und der Fahnen angekündigt Willy Brandt als Regierender Bürgermeister und Ernst Lemmer als Bundesminister für gesamtdeutsche Fragen. Die Ausgabe von „Unsere schlesische Heimat. Zeitung für ein deutsches Schlesien“ vom 1. September 1960 kündigt als Auftakt für den „Tag der Heimat“ eine „festliche Sitzung der Vertreter aller Landsmannschaften mit Delegationen aus allen Landtagen“ an, klagt das „Recht auf Heimat“ ein und fordert die „Wiedervereinigung Deutschlands“, die „Rückgabe der deutschen Ostprovinzen jenseits von Oder und Neiße“. Die mundartlich abgefaßte Einladung zu einer Kirmees des Schlesier Vereins Rübezahl Berlin weist als Programmpunkt eine „Fest-Oansproache des Guttscherrn“ aus.

Und im Osten Deutschlands waren eben diese Gutsherren ihrer herrschaftlichen Stellung entthronen worden. Im Zuge der Bodenreform wurden die Eigentumsverhältnisse auf dem Lande deutlich verändert; nicht wenige Umsiedler nutzten die

Chance, als Neubauern Haus und Hof zu erhalten. Die Entnazifizierung und die Fluchtbewegung insbesondere des bürgerlichen Mittelstandes gen Westen erforderten die Rekrutierung einer neuen Funktionseelite beim Wiederaufbau von Verwaltung und Industrie, für die von solchen Positionen vorher sozial Ausgeschlossenen ergaben sich beträchtliche Aufstiegsmöglichkeiten. Langsamer zwar als im Westen, aber doch sichtbar verbesserten sich Infrastruktur wie auch Wohn- und Versorgungsbedingungen. Verglichen mit der früheren Lebenssituation vieler Umsiedler und den katastrophalen Zuständen, die Faschismus und Krieg hinterlassen hatten, vollzog sich eine positive Entwicklung, die in ihrer egalitären Ausrichtung zugleich verbreiteten Gleichheits- und Gerechtigkeitsvorstellungen entgegenkam – ein gesellschaftlicher Prozeß von Veränderung und Umwälzung.

In diesem schon eine soziale Befreiung zu sehen, mag man heute euphemistisch finden. Mit ihren Leerstellen, Beschönigungen und ihrer radikalen Schwarz-Weiß-Trennung war die Gedankenstruktur von „Böhmen am Meer“ dennoch zugleich eine Ideologie aktivistischen Handelns nach dem fatalen Niedergang Deutschlands, der Suche nach und der Hoffnung auf einen Weg jenseits von faschistischem Völkermord und kapitalistischer Ausbeutung. Es sollte eine Zukunft des friedlichen Miteinander mit den Nachbarstaaten und -völkern sein; darum die Anerkennung der Legitimität der Aussiedlung und der neuen Grenzziehung. Es waren die ökonomischen Wurzeln von Aggressivität und Rassenwahn zu kappen; darum das In-Eins-Setzen von Gutsherrn und nazistischem Eiferer. Es war gegen die Verführung rückwärtsgewandten Denkens aufzutreten; darum die Entlarvung der Vertriebenenverbände. Und das Erreichte war zu preisen; darum die Entscheidung Frau Traugotts, in der humanen Gemeinschaft am Meer zu bleiben. In diesem Sinne wäre festzuhalten:

1. „Böhmen am Meer“ ist ein exemplarisches Beispiel für die Behandlung von Umsiedlung und Vertreibung in der DDR-Literatur der fünfziger und sechziger Jahre, eben insofern hier die DDR-offiziellen Grundpositionen eindeutig zum Ausdruck kommen.
2. Dem Autor, der souverän mit den Shakespearischen Motiven umgeht und beeindruckend das Meer in seiner Vielfalt beschreibt, der sich seiner Sprachkraft bewußt ist und zielsicher die Gestalt des Ich-Erzählers handhabt, dessen

Handlungen mit Traum- und Erinnerungssequenzen bruchlos zu verbinden vermag, hat der Ideologe die Hand geführt: der Parteifunktionär in der NDPD-Zentrale, der Fühmann bis 1958 war.

* * *

„Literatur geht in Ideologie nicht völlig auf“⁶, heißt es dann – noch sehr zurückhaltend – in seiner Rede auf dem DDR-Schriftstellerkongreß 1973, und in „Zweiundzwanzig Tage oder die Hälfte des Lebens“ begreift sich Fühmann als Moralist⁷ und macht rückblickend den Abschied von seiner früheren politisch-literarischen Konzeption öffentlich: „Die neue Gesellschaftsordnung war zu Auschwitz das Andere; über die Gaskammer bin ich zu ihr gekommen und hatte es als den Vollzug meiner Wandlung angesehen, mich ihr mit ausgelöschtem Willen als Werkzeug zur Verfügung zu stellen, anstatt ihr Mitgestalter mit eben dem Beitrag, den nur ich leisten könnte, zu sein. [...] Vom Verständnis des Sozialismus als einer Gemeinschaft, in der die freie Entwicklung eines jeden die Vorbedingung der freien Entwicklung aller ist, war ich so weit wie je entfernt. Dies aber konnte nicht das Ende, es konnte erst der Anfang der Wandlung sein“.⁸ Wandlung und Gewinn bei der literarischen Darstellung der eigenen Gesellschaft dokumentieren insbesondere die „Spiegelgeschichte“ und die Erzählung „Drei nackte Männer“⁹; zwischen 1973 und 1975 entstanden, ist ihr Thema die Gefahr der Machtanmaßung der Führenden gegenüber den Geführten – Naivität und Harmoniesucht von „Böhmen am Meer“ sind hier deutlich überwunden. Fühmanns Einsicht in die notwendige Kontinuität eigenen Wandels meint jedoch nicht die unterschiedslose Aufgabe früherer Sichtweisen und Positionen; für den hier zu behandelnden Zusammenhang ist belangvoll, daß er (gleichfalls in „Zweiundzwanzig Tage oder die Hälfte des Lebens“) seine Bejahung der Notwendigkeit der Aussiedlung der Deutschen nach Kriegsende bekräftigt.¹⁰ Gleiches geschieht in einem Text von 1968, der darüber hinaus noch auf einen weiteren Gesichtspunkt Bezug nimmt – die Problematik des Heimatfindens. Fühmann hatte den Heimat-Begriff in „Böhmen am Meer“ gewissermaßen objektiviert, nunmehr wird ihm dessen hochgradig subjektiv-individueller Gehalt schmerzvoll klar. Beim Versuch, in der märkischen Landschaft auf den Spuren Fontanes zu wandeln, mußte er erkennen, daß „Sand, Kiefern, Weiden vor

Buchen“, der fremde Dialekt und die fremde Geschichte seine Schöpferkraft und Kreativität nicht anzuregen vermögen. Im erst posthum veröffentlichten Auszug aus dem „Neuruppiner Tagebuch“ heißt es: „Ich bin von der Theorie eines Heimatfindens ausgegangen. [...] Ich weiß jetzt mehr denn je, daß meine Heimat Böhmen ist – das Andere, obwohl’s so nah an dem Hiesigen dranliegt. Ich habe mich einem Trugschluß hingegeben. Er sah so aus:

1. Böhmen ist deine Heimat gewesen, und du hast sie durch politisch-historische Gründe, die unbedingt zu akzeptieren sind, verloren.
2. Preußen ist durch politisch-historische Gründe, die unbedingt zu akzeptieren sind, das Land geworden, in dem du dich aufhalten mußt.
3. Preußen ist darum deine Heimat.

Der Fehlschluß ist berühmt: Jede Gans hat zwei Beine. Jeder Mensch hat zwei Beine. Also ist jeder Mensch eine Gans. Solche Trugschlüsse löst man nicht mit einer Suada.“¹¹

Mehr und mehr jedoch war die DDR aufgrund ihrer mit den Verengungen der fünfziger Jahre nicht wirklich brechenden Kultur-, Ideologie- und Gesellschaftspolitik Fühmann auch als eine – hier wieder im objektivierenden Sinne gemeinte – ‚geistige Heimat‘ fremd geworden. Er suchte und fand sie zeitweilig im Rostocker Hinstorff Verlag¹², und mit zunehmender Intensität setzte er sich dafür ein, das Land, das er nach der Kriegsgefangenschaft gewählt hatte, politisch-kulturell heimatlicher zu machen. Eine unvollständige Auflistung seiner Interventionen: Fühmann gehört zu den Erstunterzeichnern des Protestes von DDR-Künstlern gegen die Ausweisung Wolf Biermanns; er versucht, den Schriftstellerverband zu bewegen, Sarah Kirsch für den Verbleib in der DDR zu gewinnen; er protestiert gegen den Ausschluß von Stefan Heym und anderen aus dem Schriftstellerverband; sein Offener Brief an Klaus Höpcke weist das Wahrheitsmonopol der SED zurück und fordert Öffentlichkeit ein; Fühmann engagiert sich vehement für junge Schriftsteller und die Verbesserung ihrer Veröffentlichungsmöglichkeiten; in seiner Rede bei der Berliner Begegnung zur Friedensförderung 1981 ergreift er Partei für die sich bildende unabhängige Friedensbewegung. Und gegen Widerstände – das MfS hatte gegen Fühmann 1976 den operativen Vorgang „Filou“ eröffnet – setzt er die Veröffentlichung seiner Werke durch: Unverstümmelt erscheint sein großer Trakl-Essay,

auch eine Abrechnung mit den eigenen Standpunkten der Fünfziger; der Erzählungsband „Saiäns-Fiktschen“ wird verlegt, der die DDR-Stagnation in der Form einer ‚schwarzen Utopie‘ beschreibt.

In welche ihn fast zerreißen den Widerspruchs-pole sich Fühmann gespannt sah, machen zwei späte Bekenntnisse deutlich. Bei der Entgegennahme des Geschwister-Scholl-Preises des Verbandes Bayerischer Verlage und Buchhandlungen und der Stadt München im November 1982 formuliert er: „[I]ch bin ein Bürger des deutschen Staates, der sich als ein Staat des real existierenden Sozialismus versteht, und wenn ich auch – was kein Geheimnis ist – mich mit diesem meinen Staat und Führungskräften meiner Gesellschaft in konflikthaften Dissensen befinde, nicht zuletzt im Problem der Wahrheit als einer unteilbaren Größe und eines nicht instrumentalisierten Wertes, so stehe ich doch hier vor Ihnen als dieses Staates Bürger aus freiem Willen, in freier Entscheidung, auf Grund meines Nachdenkens über Auschwitz, und aus diesem Grunde als Sozialist.“¹³ In seinem Testament, im Juli 1983 geschrieben, heißt es dann: „Ich habe grausame Schmerzen. Der bitterste ist der, gescheitert zu sein: In der Literatur und in der Hoffnung auf eine Gesellschaft, wie wir sie alle einmal erträumten.“¹⁴ – Fühmann starb am 8. Juli 1984. Seine Beurteilung der eigenen literarischen Leistung wird man nicht teilen müssen. 1989/90 ist bei manchen die Hoffnung auf eine DDR von Menschenwürde und Menschenglück noch einmal aufgelebt, und sie erfuhren ihren Schmerz des Scheiterns.

Anmerkungen

- 1 Brief an Professor Bernhard vom 16.11.1976, in: Franz Fühmann: Briefe 1950–1984. Eine Auswahl. Herausgegeben von Hans-Jürgen Schmitt, Rostock 1994, S. 208/209.
- 2 Vgl. „Böhmen am Meer“, in: Franz Fühmann: Erzählungen 1955–1975, Rostock 1982, S. 283–318. Auf die Belegstellen der Einzelzitate wird hier verzichtet; sie sind in dem überschaubaren Text leicht aufzufinden.
- 3 Für die abschließenden Teile des etwa im gleichen Zeitraum entstandenen Zyklus „Das Judenauto“ merkt er selbstkritisch „affirmative Pathetik“ an; in: Franz Fühmann, Das Judenauto. Kabelkran und Blauer Peter. Zweiundzwanzig Tage oder Die Hälfte des Lebens, Rostock 1979, S. 517.
- 4 Vgl. Exkurs: *Böhmen liegt am Meer* als kritische Reaktion auf Franz Fühmanns affirmativ-ideologische Erzählung *Böhmen am Meer*, in: Jost Schneider, Die Kompositionsmethode Ingeborg Bachmanns, Bielefeld 1999, S. 70–77.

- 5 Stiftung Archiv der Akademie der Künste, Berlin, Franz-Fühmann-Archiv, Nr. 4, Mappe 2.
„Als ich meine Erzählung *Böhmen am Meer* schrieb [...] mußte ich um dieser Erzählung willen auch zu einem dieser ‚Heimattreffen‘ gehen, um einfach mal zu sehen, wie so etwas aussieht. Ich war da, und es war für mich ein so bestürzendes Erlebnis, daß ich wirklich fassungslos – oft gebraucht, dieses Wort, aber ich war wirklich fassungslos – dastand und dachte, die Zeit wäre stehengeblieben, und ich sei irgendwo im Sudetengau im Jahre 1938 [...]“. Josef-Hermann Sauter: Interview mit Franz Fühmann, in: Weimarer Beiträge 17 (1971) 1, S. 40/41.
- 6 Franz Fühmann: Erfahrungen und Widersprüche, Rostock 1975, S. 88.
- 7 „Das moralische Element in der Literatur scheint mir heute all das zu sein, was auf die Demokratisierung der Gesellschaft zielt. Im weitesten Sinne des Wortes: aufklärerisch ... Natürlich folgt daraus nicht, daß der Schriftsteller Moralist sein müsse. Ich bin wohl einer“. Franz Fühmann: Das Judenauto (Anm. 3), S. 350.
- 8 Ebenda, S. 478.
- 9 Beide in: Franz Fühmann, Erzählungen (Anm. 2).
- 10 Franz Fühmann: Das Judenauto (Anm. 3), S. 407.
- 11 Franz Fühmann: Im Berg. Texte und Dokumente aus dem Nachlaß. Herausgegeben von Ingrid Prignitz, Rostock 1993, S. 305/306.
- 12 Vgl. 150 Jahre Hinstorff, in: Franz Fühmann, Essays, Gespräche, Aufsätze 1964–1981, Rostock 1983, S. 494–509.
- 13 Franz Fühmann: Den Katzenartigen wollten wir verbrennen. Ein Lesebuch. Herausgegeben von Hans-Jürgen Schmitt, Hamburg 1983, S. 342/343.
- 14 Franz Fühmann: Im Berg (Anm. 11), S. 307.

Weiterführende Literatur

- Franz Fühmann: Vor Feuerschlünden. Erfahrungen mit Georg Trakls Gedicht, Rostock 1982 (in der Bundesrepublik erschienen als: Franz Fühmann, Der Sturz des Engels. Erfahrungen mit Dichtung, Hamburg 1982).
- Hans Richter: Franz Fühmann. Ein (un)verlorener Sohn Böhmens, in: Böhmen. Vielfalt und Einheit einer literarischen Provinz. Herausgegeben von Frank-Lothar Kroll, Berlin 2000, S. 127–150.
- Alexander von Plato, Wolfgang Meinicke: Alte Heimat – neue Zeit. Flüchtlinge, Umgesiedelte, Vertriebene in der Sowjetischen Besatzungszone und in der DDR, Berlin 1991.